

V&R unipress

Frank Krause

Mütterlichkeit unter Geliebten und Kameraden

Zeitdiagnosen über Genderkrisen in deutscher
und englischer Prosa (1918 – 1933)

V&R unipress



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0165-9

ISBN 978-3-8470-0165-2 (E-Book)

© 2014, V&R unipress in Göttingen / www.vr-unipress.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Printed in Germany.

Titelbild: Georg Pencz; Caritas Romana; 1538; oil; canvas; 76 x 53,5; photo: Krzysztof Wilczyński/Muzeum Narodowe w Warszawie.

Druck und Bindung: CPI Buch Bücher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Das grosse Kind

Ich hört ein Fräulein klagen,
Fürwahr ein weiblich Bild,
Ihr Herz wollt ihr verzagen,
Durch einen Jüngling mild.
Das Fräulein sprach mit Listen:
›Er liegt an meinen Brüsten
Der Allerliebste mein.

Warum sollt ich aufwecken
Den Allerliebsten mein,
Ich fürcht es möcht erschrecken
Das junge Herze sein;
Er ist mein Herz-Geselle,
Er liegt an seiner Stelle,
Wie gern ich bey ihm bin.

Er ist mein Kindlein kleine,
Er athmet noch so heiß,
Und daß er nur nicht weine,
Ich sang ihn ein so leis!‹

Das Fräulein sagt mit Listen:
›Es schläft an meinen Brüsten,
Der Allerliebste mein.‹

In: Clemens Brentano u. Achim von Arnim (Hg.), *Des Knaben Wunderhorn*, Bd. 1 [1805]
(Hamburg: tredition, 2011), S. 415

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung	13
1. Das Thema	13
2. Die Thesen	19
I. Historische Vorläufer	25
1. Mütterliche Geliebte: historische Spielarten	25
1) Das moderne Modell der Mütterlichkeit	25
2) Vom Ammen-Surrogat zur mütterlichen Freundin	32
3) Die mütterliche Geliebte als anti-bürgerliche Provokation	38
4) Therapeutische Mütterlichkeit um 1800	43
5) Perspektivenwandel um 1918–1933	49
2. Mütterliche Kameraden	51
1) Mütterliche Männlichkeit in Familie und Kirche	52
2) Mütterliche Kameradschaft und Männerfreundschaft	57
3) Mannhaft-mütterliche Frauen und das 18. Jhdt	62
4) Frauenfreundschaft und »übertragene Mütterlichkeit«	67
5) Problemstellungen um 1918–1933	71
II. Zeitdiagnosen über Genderkrisen (1918–1933)	73
1. Mütterliche Geliebte als Krisensymptome	73
1) Rebecca West, <i>The Return of the Soldier</i> [1918]	76
2) Bess Brenck Kalischer, <i>Die Mühle. Eine Kosmee</i> [1922]	95
3) Arnold Bennett, <i>Lord Raingo</i> [1926]	109
4) D.H. Lawrence, <i>Lady Chatterley's Lover</i> [1928]	124
5) Hans Henny Jahnn, <i>Perrudja</i> [1929]	135

2. Mütterliche Kameradschaft als Krisenkompetenz	147
1) Hermann Hesse, <i>Demian</i> [1919]	148
2) Ernest Raymond, <i>Tell England</i> [1922]	160
3) Arnold Zweig, <i>Der Streit um den Sergeanten Grischa</i> [1927] . . .	173
4) Erich Maria Remarque, <i>Im Westen nichts Neues</i> [1929]	185
5) Evadne Price, <i>Not so Quiet... Stepdaughters of War</i> [1930] . . .	195
III. Kulturelle und fachliche Aktualität	207
1. Anlehnung aus Überforderung	211
2. Mütterlichkeit als zivile Tugend	217
3. Ausblick: »Maternale Moderne« im Kulturvergleich	224
Literatur	231
Personenregister	243

Vorwort

Seit der Herausbildung des modernen Begriffs mütterlichen Handelns im Ausgang des 18. Jhdts¹ wird die mütterliche Geliebte oft als Gegenstand adoleszenter² oder gegenkultureller³ Spielarten des Begehrens thematisiert; daneben wirken auch ältere Lesarten fort, die Wünsche nach mütterlichen Geliebten als Symptome mangelnder Selbständigkeit auslegen.⁴ Die Rede vom mütterlichen Kameraden hingegen bezieht sich ursprünglich auf eine legitime Form der Sorge unter männlichen Soldaten, die den traditionellen haushälterischen und pflegerischen Versorgungsleistungen der ›Hausmutter‹ entspricht.⁵ In der deutschen und englischen Literatur um 1918–1933 ist ein historisch einschneidender Funktionswandel solcher Figuren zu beobachten: mütterliche Geliebte und Kameraden gelten nun vor allem als helfende Begleiter, die zeitgeschichtlich bedeutsame Grundlagenkrisen erwachsener Genderidentitäten abfedern.

Mütterlichkeit unter Geliebten wird als eine Form der Sorge ausgelegt, die den Anderen als Unselbständigen dergestalt bejaht, daß problematische Abhängig-

1 Rebekka Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2005), S. 259–265, insb. S. 264, u. S. 365–366; vgl. S. 371 ff.

2 Siehe Jean-Jacques Rousseau, *Les Confessions*, Bd. 1 [1782] (Paris: Gallimard, 1969), S. 308–309, sowie Johann Wolfgang Goethe, *Wilhelm Meisters Wanderjahre* [1821/1829], in: *Goethes Werke. Festaussgabe*, Bd. 12, hg. v. Robert Petsch (Leipzig: Bibliographisches Institut, o.J.), S. 278–279; Walter Hasenclever, *Der Sohn* [1914] (Stuttgart: Reclam, 1994), S. 110–111.

3 Vgl. Algernon Swinburnes Gedicht ›Dolores‹ [1866] in: Jane Desmarais u. Chris Baldick (Hg.), *Decadence. An Annotated Anthology* (Manchester: MUP, 2012), S. 105–116 u. Richard Dehmels Gedicht ›Venus Consolatrix‹ [1896], in: ders., *Weib und Welt* (Berlin: Schuster u. Loefler, 1896), S. 119–121.

4 Vgl. Johann Wolfgang Goethe, *Dichtung und Wahrheit I/III* [1811/1812], in: *Goethes Werke. Festaussgabe*, Bd. 15, hg. v. Robert Petsch (Leipzig: Bibliographisches Institut, o.J.), S. 204 u. 206. Auf den Sonderfall einer zur Marienfigur verklärten Geliebten wird in Kap. I.1.1 genauer eingegangen.

5 Vgl. Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006), S. 75–76.

keiten verstärkt werden, die allenfalls therapeutisch legitimiert werden können.⁶ Mütterliche Kameraden gelten indessen als tendenziell kompetente Krisenheifer, deren Wirkungsgrad jedoch umstritten ist. Dieser Band arbeitet problemgeschichtlich bedeutsame Varianten mütterlicher Geliebter und Kameraden in deutscher und englischer Prosa um 1918–1933 heraus; die einschlägigen Texte leisten kulturhistorisch gewichtige Beiträge zu Fragen nach der psychischen Dynamik gestörter und der sozialen Unterstützung überforderter Autonomie. Die Erwartungen, die an jene Figuren gerichtet werden, reichen von sozialutopischen und -konservativen Hoffnungen bis zu resignativer Ernüchterung und pessimistischen Verfallsszenarien. Gewiß, die literarische Strategie, Figurationen von Mütterlichkeit als Mittel zeitgeschichtlicher Diagnosen über Genderkrisen einzusetzen, läßt sich schon gegen Ende des 18. Jhdts beobachten;⁷ neu ist nun, daß bei solchen Diagnosen der Figurentyp des nicht-verwandten Alltagsbegleiters in Krisenzeiten in den Vordergrund rückt, der – unter den veränderten Vorzeichen desakralisierter Mutterideale und zivilgesellschaftlicher Projekte der sozialen Arbeit – bis heute von zeitdiagnostischer Bedeutung ist.⁸

Die einschlägigen Probleme und Positionen in der Literatur um 1918–1933 sind heterogen: die Grundlagenkrisen genderspezifischer Identitäten bilden keine sozial-, kultur- oder psycho-historisch einheitlichen Prozesse ab, und auch die entsprechenden Formen des Krisenbewußtseins markieren keinen homogenen ideen- oder problemgeschichtlichen Trend. Den Texten ist gemeinsam, daß sie um den Anspruch konkurrieren, die genderhistorisch maßgebende Bedeutung spezifischer Figurentypen herauszuarbeiten. Das heißt nicht, daß sämtliche Autoren einander auch bewußt als Konkurrenten wahrnehmen; die meisten nehmen mit jenen Figuren in erster Linie zu kontrovers diskutierten Idealen oder Theorien Stellung. Jedenfalls belegt diese Konkurrenz das kulturhistorische Gewicht jener Figurationen, die – bei aller Fokussierung

6 Schon Gottfried Keller, *Der grüne Heinrich*, 3. u. 4. Band [1879–80], in: *Kellers Werke*, Bd. 3, hg. v. Max Nußberger (Leipzig u. Wien: Bibliographisches Institut, o.J.), S. 467 (vgl. S. 464–475), thematisiert die mütterliche Geliebte als (positive) helfende Begleiterin, weist ihr aber keine zeitdiagnostische Rolle an. Das Motiv des Begehrens nach der *eigenen* Mutter (vgl. Arnolt Bronnen, *Vatermord* (Berlin: Fischer, 1920), S. 79–80) sei hier ausgeklammert.

7 Friedrich Schiller, *Die Räuber* [1781] (Stuttgart: Reclam, 1978), S. 19 u. 71, betont die prä-tendierte Mütterlichkeit eines Priesters, um das zeitgenössische »Kastratenjahrhundert« zu kritisieren. Ein frühes Beispiel einer mütterlich unterstützten Therapie krisengeplagter Maskulinität findet sich in Jean Paul, *Leben des Quintus Fixlein, aus funfzehn Zettelkästen gezogen; nebst einem Musteil und einigen Jus de tablette* [1796] (Stuttgart: Reclam, 2008), S. 205–207.

8 Vgl. Heinz Kohut, *Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißstischer Persönlichkeitsstörungen* (Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1976), S. 76; R.W. Connell, *Masculinities* (Cambridge: Polity, 2010), S. 136; Beate Lakotta u. Katja Timm, »Die Helden sind ratlos.« Interview mit Horst-Eberhard Richter, in: *Der Spiegel*, 02. 10. 2006.

auf sakrale Mütterlichkeit und militärspezifische Themen – zum klassischen Symbolinventar des modernen Genderdiskurses zählen. Die Studie begnügt sich mit dem Nachweis vergleichbarer Trends in deutschen und englischen Texten, die sich zum Teil an verwandten Fragen abarbeiten; kulturspezifische Besonderheiten der Spielarten mütterlicher Geliebter und Kameraden können auf dem aktuellen Stand der Forschung nicht ermittelt werden.⁹

⁹ Vgl. z. B. den Forschungsüberblick in Gerd Krumeich, ›Die Präsenz des Krieges im Frieden‹, in: Gertrude Cepl-Kaufmann, Gerd Krumeich u. Ulla Sommers (Hg.), *Krieg und Utopie. Kunst, Literatur und Politik im Rheinland nach dem Ersten Weltkrieg* (Essen: Klartext, 2006), S. 23–31, hier S. 26 f.; so steht eine kulturvergleichende Bestandsaufnahme von Trends im Umgang mit belastenden Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, ohne die sich länderspezifische Besonderheiten in diskursiven Modellierungen solcher Erfahrungen nicht ermitteln lassen, noch aus. Die vorliegende, mikrohistorisch angelegte Studie erfaßt freilich nur einen sehr begrenzten Ausschnitt solcher Trends und behandelt die deutsche Szene so selektiv, daß zum Beispiel das kulturelle Gewicht der politischen Rechten bei der Konstruktion mütterlicher Kameradenfiguren tendenziell in den Hintergrund tritt.

Einleitung

1. Das Thema

R.C. Sherriffs (1896–1975) Weltkriegsdrama *Journey's End* [1929] spielt an einem Frontabschnitt, an dem die Regeln der Männerwelt, die in englischen Privatschulen vermittelt werden, noch intakt sind. Stanhope, »the brave, hard-drinking commander«,¹⁰ ist aber durch das Kriegsgeschehen emotional derart belastet, daß er nur noch mit Hilfe von Alkohol über die Runden kommt, und im trunkenen Zustand verhält er sich dem onkelhaften Kameraden Osborne gegenüber wie ein schutzbedürftiger Junge: »Stanhope: [...] Dear old Uncle. Tuck me up. Osborne *fumbles the blankets round* Stanhope. Osborne: There we are. Stanhope: Kiss me, Uncle. Osborne: Kiss you be blowed! You go to sleep.«¹¹ Stanhope imaginiert den fürsorglichen Kameraden unter dem Deckmantel betrunkenen Scherzens als häuslich sorgende Frauenfigur, der nur noch die weibliche Dienstkleidung fehlt: »Stanhope: Dear old Uncle! Clean trenches up – with little dustpan and brush. (*He laughs.*) Make you little apron – with lace on it. Osborne: That'll be fine. [...]«¹² Traditionell käme die Aufgabe, die Kleinen ins Bett zu bringen, ihnen einen Gutenachtkuß zu geben und das Haus ordentlich zu halten, der Mutter zu, und ein Frontleben ohne Osbornes onkelhaft-mütterliche Fürsorge mag Stanhope sich gar nicht vorstellen: »Must have somebody to tuck me up in bed. (*There is a pause.*)«¹³ In der deutschen und englischen Literatur, die zwischen ca. 1918 und 1933 zeitgeschichtlich bedeutsame Probleme im Wirkungsfeld des Ersten Weltkriegs diagnostiziert,¹⁴ werden immer wieder

10 Samuel Hynes, *A War Imagined. The First World War and English Culture* (London: Pimlico, 1992), S. 442.

11 R.C. Sherriff, *Journey's End* [1929] (Oxford: Heinemann, 1993), S. 31.

12 Sherriff, S. 30.

13 Sherriff, S. 70.

14 Chris Baldick, *Literature of the 1920s: Writers Among the Ruins* (Edinburgh: Edinburgh University Press), S. 178, hat die englische Literatur der 1920er Jahre gar als »literature of

mütterliche Geliebte und Kameraden dargestellt oder von dargestellten Personen imaginiert; die einschlägigen Figuren sollen helfen, Grundlagenkrisen erwachsener Genderidentität zu bewältigen.

In Sherriffs Drama, das auf mütterliche Tugenden nur am Rande anspielt, scheinen beide Varianten des mütterlichen Gefährten auf. Die englische Literatur über den Ersten Weltkrieg ist oft von homoerotischen Gefühlen fasziniert, sofern sie eine asexuelle Bedeutung annehmen,¹⁵ und Stanhopes Wunsch nach einem Gutenachtkuß läßt sich als Ausdruck solcher Gefühle deuten; in der spielerischen Infantilität manifestiert sich zugleich der Wunsch nach körperlicher Nähe zu einem in der Phantasie effeminierten Mann. Ein homoerotisch bedeutsamer Kuß würde die hilflose leibliche Verfassung Stanhopes, dessen sportliche Vitalität im Stück durchgängig idealisiert wird, aber zu Unrecht bejahen, und so weigert sich der mütterliche Kamerad denn auch, den Phantasien seines Vorgesetzten noch weiter entgegenzukommen und dessen geschwächte Männlichkeit dadurch anzuerkennen. Mütterliche Kameradschaft dagegen erscheint auch Osborne, der bis zum Kußwunsch mitspielt, als probates Mittel, kriegsbedingten Überforderungen maskuliner Identität zu begegnen.¹⁶ Stanhope entwickelt eine mehrdeutige Phantasie, die den mütterlichen Kameraden spielerisch mit der Suggestion eines mütterlichen Geliebten verknüpft; mit der Darstellung von Osbornes Wahl, jene Rolle anzunehmen und diese zurückzuweisen, nimmt das Stück zur Frage nach der ethischen Legitimität zeittypischer Phantasien über mütterliche Sorge Stellung. Zugleich vergewissert sich Sherriff im Jahr 1929 an einer positiv gezeichneten Figur der historischen Weichenstellungen, die den männlichen Habitus vorbildlicher Veteranen geprägt haben. Sherriffs Stück beläßt es allerdings bei einer Ja-Nein-Stellungnahme zu einer Frage, die weitgehend implizit bleibt; die folgenden Studien konzentrieren sich vorwiegend auf Erzählungen und Romane, da emotionale Wahrnehmungen mütterlicher Geliebter und Kameraden in der Prosa meist auf nuanciertere Weise ausgeleuchtet werden.

Sherriffs Phantasie über Mütterlichkeit spiegelt die Mehrdeutigkeit verbreiteter Rollenspiele unter englischen Frontsoldaten im Ersten Weltkrieg, deren genderhistorische Bedeutung bis heute umstritten ist. Samuel Hynes bringt die spielerische Feminisierung in Sherriffs Stück mit einer fronttypischen, auf das

hindsight« charakterisiert; sie dient mithin der Selbstverständigung einer Kultur, die sich wesentlich als Erbin der Folgen des vorangegangenen Krieges begreift.

15 Paul Fussell, *The Great War and Modern Memory* [1975] (Oxford: OUP, 2000), S. 270 – 309; siehe auch Chris Baldick, *The Modern Movement (1910 – 1940)* (Oxford: OUP, 2004), S. 381.

16 Zur Koexistenz von mütterlicher Kameradschaft und sakralisierter Sportlichkeit sowie zum Spannungsfeld zwischen einschlägigen Idealen und sozialer Wirklichkeit vgl. Joanna Bourke, *Dismembering the Male. Men's Bodies, Britain and the Great War* (London: Reaktion, 1999), S. 133, 138 u. 150.

Leben an Privatschulen zurückgehenden Homoerotik in Zusammenhang.¹⁷ Peter Parker spricht der Simulation weiblicher Rollen »in the trenches« den erotischen Sinn zumindest tendenziell eher ab, wenn er behauptet, »[f]emale nicknames« seien unter Soldaten »not uncommon« gewesen, aber »in no way significant«.¹⁸ Santanu Das hat gezeigt, daß dem Tastsinn im Ersten Weltkrieg für den Kontakt unter Männern im Vergleich zum zivilen Leben eine große Bedeutung zukam: »Touch helps to open up to our understanding the ambiguous zone between diffuse homoeroticism and more conscious acts of homosexual intention.«¹⁹ Im Augenblick höchster Gefahr war ein Kuß auch unter heterosexuellen Soldaten akzeptabel, und der sogenannte Mutter-Kuß auf die Augenbraue des toten Kameraden gehörte zu den festen Ritualen des Weltkriegs.²⁰ Stanhopes Phantasie bleibt – wie so viele Körperberührungen unter Männern im Ersten Weltkrieg – unauflösbar mehrdeutig; Sherriff steckt die Grenzen legitimer Wünsche nach homo sozialer Körpernähe indessen genauer ab. Der Kußwunsch verweist auf eine nachvollziehbare Schwäche, die kein Entgegenkommen rechtfertigt, denn Stanhope bereitet sich weder auf eine lebensgefährliche Aktion vor – er legt sich bloß schlafen –, noch liegt er im Sterben – er ist nur angetrunken; auch die phantasierte Frauenschürze mit Spitzenbesatz ist mit Bildern soldatischer Maskulinität nicht vereinbar.

Der Versuch, mehrdeutige Gendercodierungen mütterlicher Kameraden in zeitdiagnostischer Absicht zu bewerten, ist auch in anderen Texten zu beobachten. Lord Peter Wimsey, der aristokratische Freizeit-Detektiv einer Romanreihe der englischen Krimi-Autorin Dorothy L. Sayers (1893 – 1957), beschäftigt

17 Zu Sherriff vgl. Hynes, S. 442. Robert Graves hält die Abwertung des Weiblichen für die Hauptursache der an englischen Privatschulen verbreiteten Homoerotik und »Pseudohomosexualität: »In English preparatory and public schools romance is necessarily homosexual. The opposite sex is despised and treated as something obscene. Many boys never recover from this perversion. For every one born homosexual, at least ten permanent pseudo-homosexuals are made by the public school system: nine of these ten as honourably chaste and sentimental as I was.« (Robert Graves, *Goodbye to All That* [1929] (London: Penguin, 2000), S. 23) 1957 strich Graves den nachfolgenden Satz: »I only recovered by a shock at the age of twenty-one.« (Zit. n. Fussell, S. 214) Baldick, *The Modern Movement*, S. 362, zitiert eine vergleichbare Diagnose von Cyril Connolly.

18 Peter Parker, *The Last Veteran. Harry Patch and the Legacy of War* (London: Fourth Estate, 2009), S. 246; ein passendes Beispiel findet sich bei Fussell, S. 200. Andrew Marr, *The Making of Modern Britain* (Macmillan: London, 2009), S. 271, erinnert an Freundschaften unter Männern zu Beginn des 20. Jhdts, die von körperlicher und emotionaler Nähe geprägt waren, ohne daß sie homosexuell konnotiert gewesen wären, und betrachtet Sigmund Freud als den Urheber einer das traditionelle soziale Leben eher verzerrenden Hermeneutik des Verdachts auf sexuell-genitale Motive. Vgl. auch die an Parker anknüpfenden Hinweise auf keusche Spielarten romantischer Jungenfreundschaften in Santanu Das, *Touch and Intimacy in First World War Literature* (Cambridge: CUP, 2005), S. 124 – 125.

19 Das, S. 25 – 26; vgl. ebd., S. 120.

20 Das, S. 122.

einen Diener namens Bunter, den er in *The Unpleasantness at the Bellona Club* [1928] mit einer Mutter vergleicht: »an extraordinarily faithful and intelligent man who looks after me like a mother.«²¹ Anhänger der Krimi-Reihe wissen schon seit 1923, daß Lord Peter im Ersten Weltkrieg unter Bunter gedient hatte und noch nach Kriegsende unter *shell shock* litt;²² um auch neue Leser mit dem Hintergrund der Beziehung von Lord und Diener vertraut zu machen, weist eine biographische Notiz im jüngeren Roman ab 1935 auf Wimseys Nervenzusammenbruch nach einer Verschüttung hin, und Lord Peter stellt klar, daß sein Vertrauen in Bunter aus der Kameradschaft im Krieg erwächst: »we went through some roughish bits together, and after the whole thing was over I hunted him up and took him on.« Nach wie vor kann er sich ein Leben ohne den Diener nicht vorstellen: »I don't know what I should do without Bunter now.«²³ Die mütterlich-kameradschaftliche Sorge des Dieners arbeitet einem Anlehnungsbedürfnis zu, das die maskulinen Züge und die heterosexuellen Intentionen des Dienstherren keinesfalls beeinträchtigt; für den überaus findigen und selbständigen Aristokraten gehört es vielmehr zum guten Ton, einen dandyhaft-effeminierten Sinn für Form zu kultivieren, und auch dabei leistet Bunter unschätzbare Dienste.²⁴ Sayers verortet die mütterliche Kameradschaft unter Männern in einem *camp*-freundlichen Milieu, in dem spielerische Abweichungen von Gendernormen auf eine auch für die Leser vergnügliche Weise inszeniert werden; gewiß, auch Osborne und Stanhope agieren spielerisch, doch Stanhopes Wünsche fallen ethisch ambivalent aus und erzielen mit ihrer Komik einen deutlichen Distanzierungseffekt. Sowohl Sherriff als auch Sayers wollen kulturell maßgebende Gehalte mütterlicher Kameradschaft unter Männern herausarbeiten, die effeminierten Zügen Raum gibt, kommen dabei aber zu gegenläufigen Befunden.

Das kulturhistorische Interesse an kritischer Aneignung von literarischen Phantasien über Mütterlichkeit ist ungebrochen, und vor allem jüngere Studien weisen dabei zunehmend auf die gewichtige Bedeutung der Mütterlichkeit im Wirkungsfeld des Ersten Weltkriegs hin;²⁵ mütterliche Geliebte und Kameraden

21 Dorothy L. Sayers, *The Unpleasantness at the Bellona Club* [1928; rev. Fassg. 1935] (London: William Clowes, 1947), S. 50. Den Hinweis auf diese Textstelle verdanke ich Chris Baldick.

22 Baldick, *Literature of the 1920s*, S. 23–24.

23 Sayers, S. 50; zur biographischen Notiz s. ebd., S. 4.

24 Baldick, *Literature of the 1920s*, S. 168–169.

25 Vgl. dazu D.A. Boxwell, »The (M)Other Battle of World War One: The Maternal Politics of Pacifism in Rose Macaulay's *Non-Combatants and Others*, in: *Tulsa Studies in Women's Literature*, vol. 12, Nr. 1 (Frühjahr 1993), S. 85–101; siehe auch Das, S. 24–25, 46, 109, 122 u. 133 u. Christine Kanz, *Maternale Moderne. Männliche Gebärphantasien zwischen Kultur und Wissenschaft (1890–1933)* (München: Fink, 2009), S. 139–175 u. 249–256. Zum Zweiten Weltkrieg siehe auch Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,

als zeitdiagnostisch bedeutsame Figuren der Erzählprosa um 1918–1933 sind bislang jedoch zu Unrecht vernachlässigt worden. Studien zur Literatur aus dem ersten Drittel des 20. Jhdts betonen zwar oft das besondere kulturhistorische Gewicht der Figurationen von Mutterschaft und Mütterlichkeit, zeichnen aber ein ›Epochen‹-Bild, in dem opferbereite oder pazifistische Mütter,²⁶ mütterliche Krankenschwestern,²⁷ maternale Staatsallegorien²⁸ und Phantasien über maskulines Gebären vorherrschen.²⁹

Aus problemgeschichtlicher Sicht sind mütterliche Geliebte und Kameraden komplementäre Figurentypen, die eine gemeinsame Darstellung rechtfertigen: in beiden Fällen fragen die Autoren nach den Bedeutungen einer freiwilligen mütterlichen Sorge, die der Bewältigung von Krisen erwachsener Genderidentität gilt. Der entscheidende Unterschied dieser Typen liegt in ihrem Bezug zur Sexualität: während sexuelle Beziehungen zu mütterlichen Geliebten zumindest aus heteronormativer Sicht auf die Bejahung problematischer Abhängigkeiten hinauslaufen, ist Mütterlichkeit unter heterosexuellen Kameraden in einem homosozialen Verband von solchen Bindungseffekten entlastet. Ambiguitäten zwischen Homosexualität und -erotik, die im Rahmen mütterlicher Kameradschaft auftreten, sind für die Verständigung über die Bedeutung kriegstypischer Gefühlsbindungen denn auch nicht unerheblich; während Sherriff solche Mehrdeutigkeiten aus der rückblickenden Sicht des Kriegsteilnehmers vor allem mit maskulinem Rollenstreß in Verbindung bringt, wirbt Sayers mit der *campness* des skurrilen Wimsey für den spielerischen Eigensinn ihres mütterlich versorgten Detektivs.

2006), S. 75–76 u. 236. Auf das Motiv der Mutter als Opfer in der bildenden Kunst verweist Dietrich Schubert, »Gesehen am Steilhang von ...« Zeugen des gewaltsamen Sterbens im Ersten Weltkrieg. Henri Barbusse bei Souchez – Otto Dix bei Cléry-sur-Somme«, in: Dominik Groß u. Christoph Schweikardt (Hg.), *Die Realität des Todes. Zum gegenwärtigen Wandel von Totenbildern und Erinnerungskulturen* (Frankfurt a.M. u. New York: Campus, 2010), S. 195–221, hier S. 201–202.

26 Vgl. Boxwell; siehe auch Sandra M. Gilbert u. Susan Gubar, *No Man's Land. The Place of the Woman Writer in the Twentieth Century*, Bd. 2: *Sexchanges* (New Haven, CT u. London: Yale UP, 1989), S. 258–323, u. Peter Sprengel, *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900–1918* (München: Beck, 2004), S. 824–825. Zur maternalistischen Kritik des Ersten Weltkrieges in England vgl. Sharon Ouditt, *Fighting Forces, Writing Women. Identity and Ideology in the First World War* (London u. New York: Routledge, 1994), S. 130–168.

27 Vgl. Trudi Tate, *Modernism, History and the First World War* (Manchester: MUP, 1998) u. Martin Stern, »Mutter Helvetia. Bemerkungen zur Imagologie und Mentalitätsgeschichte der neueren Schweiz«, in: Irmgard Roebeling u. Wolfram Mauser (Hg.), *Mutter und Mütterlichkeit. Wandel und Wirksamkeit einer Phantasie in der deutschen Literatur* (Königshausen u. Neumann: Würzburg, 1996), S. 231–246.

28 Helen Watanabe-O'Kelly, *Beauty or Beast? The Woman Warrior in the German Imagination from the Renaissance to the Present* (Oxford: OUP, 2010), S. 9–10.

29 Vgl. Kanz; siehe auch Jan Christian Metzler, *De/Formationen. Autorschaft, Körper und Materialität im expressionistischen Jahrzehnt* (Bielefeld: Aisthesis, 2003) u. Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, 2 Bde (Frankfurt a.M.: Roter Stern, 1977–78).

Die literarische Auslotung von Spielräumen freiwilliger Mütterlichkeit bei der Bewältigung von Grundlagenkrisen erwachsener Genderidentität verzweigt sich nicht ohne Grund in Figuren von Geliebten und Kameraden: Sorge, die als mütterlich empfunden wird, setzt eine Beziehungsintensität voraus, die intrinsisch durch liebende Zuneigung bzw. extrinsisch durch den geteilten Zwang zur gemeinsamen Bewältigung besonders stark belastender Situationen motiviert ist. Daß es sich bei jenen Geliebten eher um Frauen und bei den mütterlichen Kameraden meist um Männer handelt, ist nicht zwingend, aber typisch; wie sich zeigen wird, sind die kulturellen Phantasien über solche Figuren meist an einer traditionellen Arbeitsteilung der Geschlechter orientiert, in der mütterlich liebende Männer ebenso als Ausnahme gelten wie Kameradinnen im militärisch organisierten Verband. Die heterosexuelle Orientierung jener Figuren ist ebenfalls nicht zwingend; das einzig greifbare Beispiel einer literarischen Phantasie um 1918–1933 über mütterliches Handeln in einer homosexuellen Paarbeziehung im Wirkungsfeld des Ersten Weltkriegs findet sich jedoch in Radclyffe Halls (1880–1943) Roman *The Well of Loneliness* [1928]. Mütterlichkeit unter Frauen im militärisch organisierten Krankenwagendienst an der Front wird hier an einer Vorgesetzten vor Augen geführt, die ihrer Untergebenen mit maternaler Autorität davon abrät, für eine geliebte und schutzbedürftige Kameradin aus dem Gefühl persönlicher Verbundenheit heraus im Dienst bevorzugt zu sorgen,³⁰ und Mütterlichkeit unter Geliebten wird nicht als Symptom gestörter oder als Beistand zur Reparatur beschädigter Identität, sondern als ein integraler Bestandteil einer lesbischen Liebesverbindung thematisiert,³¹ deren Problem vielmehr darin besteht, daß die stärkere Partnerin ihre Liebste nicht ausreichend vor emotionalen Überlastungen schützen kann.

Die Aktualität der Figuren im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg leuchtet ohne weiteres ein: zum einen bringt der Krieg schwerwiegende Überlastungserfahrungen mit sich, die eine mütterliche Solidarität unter Kameraden begünstigen, und zeitgeschichtlich aktuelle Fragen nach dem Beitrag kriegsspezifischer Rollenzwänge zur Situation der Geschlechter erweisen Fragen nach möglichen Konflikten zwischen Mütterlichkeit und erwachsener Genderidentität allgemein als zeitgemäß. Daß der Krieg in England und Deutschland um 1918–1933 besondere Aktualität genoß, erklärt indessen nur den zeitlichen Rahmen dieser Studie; die Probleme, in deren Kontext mütterliche Geliebte und Kameraden in der Literatur dieser Zeit zum Thema werden, ergeben weder aus

30 Radclyffe Hall, *The Well of Loneliness* [1928] (London: Virago, 2008), S. 326 f. u. 331.

31 Hall, S. 339, 355, 369 u. 381; vgl. Gilbert u. Gubar, Bd. 2: *Sexchanges*, S. 220. Ein Beispiel für den Wunsch eines männlichen homosexuellen Lagerinsassen nach einer Art von mütterlicher Kameradschaft findet sich in Herta Müllers *Atemschaukel* (München: Hanser, 2009), S. 115–119; der hungernde Ich-Erzähler geht in die Frauenbaracke, um am Gespräch über Kochrezepte teilzunehmen, das die Phantasie evoziert, mütterlich umsorgt zu werden.

geschichtlicher noch aus theoretischer Sicht ein einheitliches Gesamtbild. Das einigende Band der hier behandelten Texte besteht vielmehr darin, daß sie um die Deutungshoheit über den zeitdiagnostischen Sinn umstrittener Figurentypen konkurrieren. Die historische Neuheit und die Spielarten der Typen lassen sich nicht systematisch an repräsentativen Fällen darstellen, sie müssen vielmehr narrativ aufgefächert werden; im folgenden seien die zentralen Befunde dieser Studie einleitend skizziert.

2. Die Thesen

Teil I umreißt die wichtigsten historischen Bedingungen und Vorläufer der Darstellung von und Phantasien über mütterliche Geliebte und Kameraden aus der Literatur um 1918 – 1933; Teil II arbeitet die Vielfalt der Probleme heraus, die mit diesen Figuren ausgelotet werden, und er belegt zugleich das geschichtliche Novum der Figurentypen jener Zeit; Teil III fragt abschließend nach der Aktualität der Figuren aus dem historischen Abstand der Gegenwart.

Die Texte, die um 1918 – 1933 die Problematiken von Beziehungen zu mütterlichen Geliebten ausloten, führen drei Traditionslinien zusammen, die im ausgehenden 18. Jhd. entstehen und zunächst getrennt verlaufen (I.1.). Mit der Durchsetzung des modernen Begriffs mütterlichen Handelns in der zweiten Hälfte des 18. Jhdts verlieren ältere literarische Phantasien über mütterliche Geliebte ihre Überzeugungskraft (1); andererseits öffnen sich Spielräume, das – bislang als infantiles Bedürfnis nach der Amme verlachte – Begehren des Adoleszenten nach einer sorgenden Geliebten, die dem Bedürfnis nach emotionaler Anlehnung entgegenkommt, aus der Sicht einer sexuell abstinenten Freundin als phasenspezifischen Wunsch anzuerkennen (2). In anti-bürgerlichen Phantasien ab der Mitte des 19. Jhdts werden schließlich auch Gewährungen sexueller Erfüllung gefeiert, die auf mütterliche Weise vom Zwang zu maskuliner Selbstbehauptung erlösen (3). Zudem ermöglicht das moderne Modell der Mütterlichkeit schon vor 1800 die literarische Phantasie über eine Mutter, die maßgebend zur Therapie der Identitätskrise ihres erwachsenen Sohnes beiträgt (4). Um 1918 – 1933 laufen diese Traditionen zusammen. Nun werden mütterliche Geliebte mit den Anlehnungswünschen von Erwachsenen belastet, deren Begehren mit der legitimen Erwartung von Autonomie in Konflikt gerät; die Geliebten werden als Adressaten eines Abhängigkeitswunsches dargestellt, der einer Grundlagenkrise gendercodierter Identität entspringt. Wenn Mütterlichkeit hier überhaupt positive Funktionen trägt, ist sie therapeutischer Natur; neu ist zudem, daß Wünsche nach mütterlichen Geliebten nun auch Männern gelten können (5).

Während mütterliche Geliebte traditionell weiblich sind, sind mütterliche

Kameraden in der Regel männlich (I.2.). Zwar wirkt manche ältere Spielart mütterlicher Männlichkeit um 1800 archaisch, weil sie im Lichte moderner liebesethischer Ideale nicht mehr überzeugen kann; die Figur des Mannes, der innerhalb der Familie bzw. der Kirche mütterlich handelt, hat jedoch eine lange und verzweigte Tradition, die auch nach dem Übergang zum modernen Begriff der Mütterlichkeit fortwirkt (1). Das kulturelle Konstrukt des mütterlichen Kameraden lehnt sich ursprünglich an den Begriff der Hausmutter an, deren Arbeit mit haushaltsspezifischen Versorgungs- und Sorgepflichten im Militär vergleichbar ist, doch erst im Ersten Weltkrieg rückt die mütterliche Sorge unter Kameraden auch in die Nähe des modernen mütterlichen Handelns. Neue Formen psychischer Überlastung erfordern nun eine verständnisvolle Rücksichtnahme auf den Eigensinn krisenspezifischer Bedürfnisse; frühere Generationen hatten hier eher auf disziplinierende Maßnahmen gesetzt. Ein älterer Verwandter des auf moderne Weise mütterlichen Kameraden ist der Soldat, der sich um die körperliche Pflege des verletzten Mitkämpfers kümmert. Eine asymmetrische Männerfreundschaft, in welcher der Ältere mütterliche Funktionen übernimmt, kommt als Vorbild nur bedingt in Frage, da sie traditionell oft homoerotisch codiert ist und auf entgegenkommende Gefühlslagen angewiesen bleibt (2). Die weibliche Kameradin ist um 1918 – 1933 zwar kein Novum, und positive Bilder der mannhaft-mütterlichen Frau überdauern die Umstellung auf das moderne Mütterlichkeitsideal und die Durchsetzung von neuen Theorien im 18. Jhd über die Beziehung von Leiblichkeit und Genderidentität, doch der mütterlichen Spielart der Kameradin mangelt es an Vorbildern (3). Das Bild der mütterlichen Freundin in homosozialen Beziehungen ist hier kaum maßgebend, weil es meist auf die Erfüllung familienspezifischer Frauenrollen verweist, und auch Versuche, weibliche Sozialarbeit als übertragene Mütterlichkeit auszulegen, passen nicht auf die eher maskulin codierte Kameradschaft (4). In der Literatur um 1918 – 1933 werden diese Anregungen und Traditionen auf unterschiedliche Weisen aufgegriffen, weitergeführt oder modifiziert; gemeinsam ist diesen Ansätzen, daß sie zwischen gefühlsintensiver Kameradschaft und sexueller Leidenschaft klare Grenzen ziehen (5).

Die mütterliche Geliebte wird in den ausgewählten Texten nicht als Gegenstand unbewußter ödipaler Tendenzen gedeutet, die sich gegen den Widerstand des erwachsenen Moralbewußtseins durchsetzen; als Problem gilt vielmehr, daß ein Begehren, das sich an sakralen Mütterlichkeitsidealen ausrichtet, auf ein geschwächtes Autonomiestreben verweist (II.1.). Die Gefahren und Chancen dieser Problematik werden bei den einzelnen Autoren unterschiedlich eingeschätzt. Rebecca Wests (1892 – 1983) *The Return of the Soldier* [1918] stellt eine mütterliche Geliebte dar, die ihren sexuell inaktiven Schützling von seinem regressiven Bedürfnis nach Anlehnung befreit: nach einer Phase der nachholenden Bemutterung, die dem Mann die emotionale Anerkennung verschafft, die

er in der Kindheit vermisst hatte, lernt er im Rollenspiel der gemeinsamen Elternschaft, auf mütterliche Sorge zu verzichten und die Rolle des Vaters als Teil seines Selbst zu bejahen (1). Bess Brenck Kalischers (1878–1933) *Die Mühle* [1922] zeigt eine Frau, die ihren Arzt und Therapeuten liebt und begehrt, vor ihrer Sexualität aber zurückschreckt; sie flieht in die fiktive Rolle eines Knaben, weil sie die mütterliche Sorge des geliebten Arztes asexuell genießen will. Der Mann, der ihre Liebe erwidert, sorgt denn auch mütterlich für sie, weist ihr aber den Platz einer ›Mädchenfrau‹ an. Damit schafft er das nötige Vertrauen und den Spielraum für eine heterosexuelle Beziehung, die ihr hilft, sich selbst als Frau und in der Frau die Mutter zu erkennen; die beiden bilden ein Paar, das der Mütterlichkeit als ziviler Tugend huldigen kann, ohne sexuelle Impulse verdrängen zu müssen (2). Arnold Bennetts (1867–1931) *Lord Raingo* [1926] stellt einen Mann dar, der in seiner Gattin nur die Mutter des gemeinsamen Sohnes erblickt, während sein Begehren einer Geliebten gilt, von der er sich hausfrau-lich-aufreizend umsorgen läßt. Mit zunehmender Verunsicherung und Überforderung steigt sein Bedürfnis nach mütterlicher Zuwendung, womit er die Geliebte, die finanziell von ihm abhängt, einengt und schließlich in eine Zwangslage bringt, die zu ihrem Selbstmord beigetragen haben mag. Die mütterliche Geliebte erweist sich als Symptom der wechselseitigen Ausbeutung eines emotional unselbständigen Mannes und einer finanziell unselbständigen Frau (3). D.H. Lawrences (1885–1930) *Lady Chatterley's Lover* [1928] führt hingegen die Macht vor Augen, die einer Frau zuwächst, die dem sinnlichen Begehren eines erregten impotenten Mannes nach Kontakt mit ihrem maternalen Körper nachgibt; der infantilisierte Mann, der diesen Körper triumphierend genießt, verliert seine ohnehin stark reduzierte maskuline Vitalität, während die hausfrau-lich-mütterlich sorgende Frau in der Rolle der Gespielin den Höhepunkt einer fast göttlichen Machtfülle erlebt. Diese Konstellation soll zugleich die Gefahr symbolisieren, die einem anlehnungsbedürftigen Mann in der sexuellen Verbindung zu einer mütterlich sorgenden Geliebten droht; die groteske Form einschlägiger Körperkontakte dient einer vorbeugenden Affektdramaturgie (4). Hans Henny Jahns (1894–1959) *Perrudja* [1929] bringt das sexuelle Begehren nach einer Frau, die mit mütterlichen Gefühlen das Kind im Manne liebt, zwar mit einer konstitutionellen Schwäche maskuliner Selbständigkeit in Verbindung, doch dieser Mangel entzieht sich jeder Kritik. Das Idealbild der mütterlichen Geliebten ist dennoch problematisch: der Versuch, die emotionale Verbindung zwischen kindlichem Mann und mütterlicher Frau in eine sexuelle Beziehung zu überführen, verstärkt die ambivalenten Gefühle der Frau, da ihr weiblich-mütterliches Begehren nach einem Mann verlangt, der aktiv Besitz ergreift (5). Diese und andere Texte lassen sich als konkurrierende Varianten des Versuchs analysieren, der zeitdiagnostisch bedeutsamen Figur der (bzw. des) mütterlichen Geliebten einen maßgebenden Sinngehalt zu verleihen, der sich

von Sigmund Freuds triebtheoretischen Annahmen teils auch ausdrücklich absetzt.

Eine vergleichbare Konkurrenz um zeitdiagnostische Deutungshoheit läßt sich in Texten beobachten, in denen mütterliche Kameradschaft eine zentrale Rolle spielt; um 1918–1933 wird diese Variante der Mütterlichkeit meist als positive Krisenkompetenz diskutiert (II.2.). In Hermann Hesses (1877–1962) *Demian* [1919] ist der mütterliche Kamerad ein älterer Freund, der die Entwicklung einer reifenden maskulinen Bedürfnisnatur sichert und fördert, indem er den Jüngeren mit unbewußten Anteilen seines Selbst in Kontakt bringt; er dient als Vorbild einer später selbstverantwortlich zu leistenden Bedürfnisinterpretation. Auf der abschließenden Reifungsstufe verkörpert der Kamerad auch die Bedeutung einer mütterlichen Geliebten; maskuline Reife zeigt sich in der Fähigkeit zu einer Selbstsorge, die ihre Kräfte aus einem inneren Bild dieser Geliebten bezieht (1). In Ernest Raymonds (1888–1974) *Tell England* [1922] ist der mütterliche Kamerad ein Freund, der die psychische Reifung moralisch gefährdeter adoleszenter Soldaten absichert, indem er väterliche Führung mit einer kirchlich-mütterlichen Seelsorge verbindet, die religiöse Zuversicht vermittelt (2). Arnold Zweigs (1887–1968) *Der Streit um den Sergeanten Grischa* [1927] zeigt eine bewaffnete Untergrundkämpferin, die mütterlich für einen ratlosen und erschöpften Kameraden und Geliebten sorgt; während die Substanz des paternalistischen Staats als elterlichem Garanten eines sorgenden Rechts aufgezehrt ist, trägt die einführende Sorge für den Anderen im egalitären Untergrundkampf gegen Ungerechtigkeit mütterliche Züge. Gegenüber der moralisch entgrenzten Staatsmacht bleibt die Mütterlichkeit unter Kameraden jedoch hilflos (3). In Erich Maria Remarques (1898–1970) *Im Westen nichts Neues* [1929] gilt der mütterliche Kamerad, der für psychisch und körperlich überforderte Mitkämpfer sorgt, als sinnfälliger Ausdruck einer spontanen Solidarität, mit der lebensfreundliche Vitalität ins destruktive Kriegsgeschehen einbricht (4). Evadne Prices (1896 oder 1901–1985) *Not so Quiet... Stepdaughters of War* [1930] stellt eine mütterliche Kameradin dar, die strenge Führung mit einführend-ermutigender Aufmerksamkeit für die leiblich-emotionalen Bedürfnisse ihrer Mitstreiterinnen vereinigt, die sich ständig an der Grenze der Belastbarkeit ihrer ›töchterlichen‹ Identität bewegen; das Urteil über den Wirkungsgrad solcher Solidarität fällt allerdings pessimistisch aus (5). Einige Autoren nehmen bei der Bewertung mütterlicher Kameradschaft auch ausdrücklich zu konkurrierenden Figurationen anderer Texte Stellung; so finden sich im Werk von Zweig und Price gezielte Revisionen der Sinngehalte, die Remarque mit Kameradenfiguren verbindet.

Mütterliche Geliebte sind auch nach 1933 ein aktuelles Thema (III.1.); ihre Bedeutung als Schlüsselfiguren für Zeitdiagnosen über Genderkrisen im Wirkungsfeld des Ersten Weltkriegs verblaßt jedoch. Der Grundkonflikt, auf den

mütterliche Geliebte ab ca. 1918 verweisen, ist ebenfalls aktuell geblieben, doch das Spannungsverhältnis zwischen Anlehnungswünschen und Selbstseinkönnen spitzt sich in der Literatur ab der zweiten Hälfte des 20. Jhdts oft derart zu, daß schon das Begehren selbst zum Problem wird; auch im Zusammenhang der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen stellt der Wunsch nach mütterlichen Geliebten ein Krisensymptom dar. Anerkennung finden solche Wünsche in gegenkulturellen Phantasien, die Autonomie und Anlehnung als komplementäre Aspekte einer gelungenen Bindung verstehen, sowie in Projekten, die dem Ausstieg aus kulturell eingespielten Genderidentitäten zuarbeiten und dabei mit Übergangsphasen rechnen, in denen die Fähigkeit zu einer eigenständigen Handlungsorientierung überfordert ist. Anders als um 1918 – 1933 geht es jedoch nicht mehr um Widersprüche zwischen leiblicher Vitalität und sakralisierten Werten, sondern um Konflikte profaner Bedürfnisse mit sozialen Möglichkeiten. Gleichwohl inauguriert die Literatur um 1918 – 1933 im Schatten von Freuds Modellen des Ödipus-Komplexes und des Anlehnungstypus einen noch immer aktuellen Diskurs über mütterliche Geliebte, dessen Anfänge bislang wenig Beachtung gefunden haben.

Die in Deutschland nach 1933 unter anti-demokratischen Vorzeichen weitergeführte Debatte über Kameradschaft hat ihre öffentlichkeitsfähige Resonanz seit 1945 weitgehend eingebüßt, und im demokratischen *mainstream* verblaßt die ethische Überzeugungskraft männerbündischer Sinnangebote allgemein. Da zivilgesellschaftliche Alternativen zu einem militaristischen Ideal der Kameradschaft in England nach 1933 stärker ausgeprägt blieben, ist auch der entsprechende mütterliche Typus von geringerem kulturellen Gewicht. In den Texten um 1918 – 1933 finden sich aber auch Modelle mütterlicher Kameradschaft, die unter demokratisch-zivilgesellschaftlichen Vorzeichen aktuell geblieben sind, im Schatten ihrer belasteten Tradition aber kaum beachtet wurden (III.2.). Spielarten mütterlicher Kameradschaft sind gegenwärtig vor allem als Beispiele für Formen einer außerfamilialen Solidarität interessant, die weiblich-maternale Sorge mit maskulin codierten Rollen verknüpft; auch heute wird die Figur des mütterlichen Gefährten in literarischen Phantasien und ethischen Appellen vorwiegend dann bemüht, wenn Fähigkeiten zur selbständigen Lebensführung an ihre Grenzen stoßen. In der aktuellen Diskussion verweisen solche Figuren auf eine unübersichtliche Gemengelage genderkritischer Versuche, der Tugend der Sorge im Rahmen einer kirchlich-religiösen, sozialrevolutionären, sozialbetreuerischen oder freundschaftlichen Praxis stärker Geltung zu verschaffen.

Zeitdiagnosen über Genderkrisen in deutscher und englischer Prosa um 1918 – 1933, die mit Figuren mütterlicher Geliebter und Kameraden operieren, gehören daher – bei aller Ausrichtung auf sakrale Ansprüche und militärische Kontexte, die so nicht mehr überzeugt – zu den historischen Grundlagen gen-

derkritischer Diskurse der Gegenwart. Damit bestätigt sich einmal mehr die These der jüngeren literar- und kulturhistorischen Forschung, daß die Kategorie der Mütterlichkeit für die Literatur der Moderne um 1890 – 1933 von zentraler Bedeutung ist; ob Unterschiede zwischen Ansichten zur Mütterlichkeit in deutschen und englischen Texten auf kulturspezifische Trends zurückgehen, wäre indessen erst noch zu ermitteln (III.3.).

I. Historische Vorläufer

1. Mütterliche Geliebte: historische Spielarten

1) Das moderne Modell der Mütterlichkeit

Im ausgehenden 18. Jhd. ändern sich Struktur und Leitbild der bürgerlichen Familie, die Rede über familiäre Beziehungen wird gefühlsbetonter, und die elterliche Beziehung zum Kind wandelt sich; diese Prozesse schlagen auch auf das Verständnis der Mutterrolle durch und bereiten dem modernen Begriff der Mütterlichkeit den Boden. Rebekka Habermas zufolge löste »das Bildungsbürgertum« zu Beginn des 19. Jhdts »die Kaufmannsfamilien in ihrer Leitbildfunktion für das gesamte Bürgertum« ab; die Mütter dieser sozialen Schicht fungieren unter der bildenden Anleitung des Ehegatten zunehmend selbständiger als häusliche Lehrerin ihrer Kinder im nunmehr »sakralisierten«, der Verbreitung von religiöser »Moral und Sitte« gewidmeten »Familienraum«. ³² Im Unterschied zur Kaufmannsfamilie um 1750–1800 werden Aufgaben der Kinderaufzucht nicht mehr weitgehend den unbeaufsichtigten Diensthilfen übertragen; die Hausfrau beansprucht vielmehr, auch die Diensthilfen so zu führen, daß der Bestand von Sitte und Moral gesichert ist. ³³ Im Zusammenhang mit der zeitgenössischen Verständigung über die Bedeutung familiärer Beziehungen läßt sich auch die Zunahme einer »gefühlbetonten Liebesrhetorik« beobachten, die jedoch nicht vorschnell mit einer stärkeren Emotionalität der Beziehungen selbst gleichgesetzt werden darf; ³⁴ die wesentliche Neuerung besteht darin, daß die elterliche Beziehung zum Kind nun nicht mehr – wie noch im 18. Jhd. – als eine Tauschbeziehung zwischen Ungleichen gilt:

³² Rebekka Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750–1850)* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2002), S. 213 u. 222, Fn. 127; zur wegbereitenden Funktion dieser Rolle für die Erwerbstätigkeit der Frau vgl. ebd., S. 387–388.

³³ Habermas, S. 317 ff.

³⁴ Habermas, S. 261. Allerdings stellt auch Habermas, S. 259, Fn. 3, die These einer im 18. Jhd. »inniger« werdenden Eltern-Kind-Beziehung nicht in Frage.